

Kap. 5: „hábemus“ Volksschüler und Ministrant

An meinen ersten Schultag erinnere ich mich gerne zurück, nicht weil es eine riesige Schultüte mit lauter Süßigkeiten darin gegeben hätte, so etwas kannte man zu dieser Zeit auf dem Lande noch nicht. Es war einfach aufregend, vom beschützten Elternhaus und seiner bekannten näheren Umgebung, quer durch den halben Ort zu laufen mit dem ledernen Schulranzen auf dem Rücken um in ein großes Haus mit einem langen, dunklen Flur einzutreten. Dort empfing Einen der ungewohnte Geruch von grüner Lackfarbe an den Wänden, den ich Jahre später, lange nach der Schulzeit, immer wenn ich wieder dorthin kam, als willkommenen „Stallgeruch“ wahrgenommen habe. Diese Farbe hatte den Vorteil,

keine Schülerschmierereien anzunehmen und auch leicht von Händeabdrücken gereinigt werden zu können. Am ersten Schultag war es damals nicht üblich, dass irgendwelche Erziehungsberechtigten die Kinder begleitet hätten. Die Mütter hatten den Haushalt zu versorgen oder auf dem Feld zu arbeiten, und total undenkbar wäre es gewesen, wenn gar ein Vater sich extra dafür von der Arbeit frei genommen hätte. Wir waren selbständig genug und auch stolz darauf, uns ganz alleine der großen Herausforderung „Schule“ zu stellen.

Nach und nach trafen wir Erstklässler ein, Mädchen und Buben, denn eine Geschlechtertrennung gab es hier nicht, nur in den Klassenzimmern selbst saßen nur Mädchen oder nur Buben zusammen in einer Schulbank.

Manche der neuen Schüler kannte ich schon aus der Nachbarschaft, aber die meisten noch nicht, vor allem die aus den umliegenden Ortschaften, wie Palsweis, Priel und den verstreut umliegenden Weilern und Einödhöfen.

Die älteren Schüler aus den höheren Klassen standen neugierig Spalier und sparten nicht mit dummen Bemerkungen ob unseres noch scheuen und manchmal auch linkischen Auftretens.

Wir hatten in den ersten Klassen meist „Fräulein“, also Lehrerinnen, die allgemein so hießen, auch wenn sie vielleicht nicht ledig waren. Die meisten waren hübsch und immer gepflegt und modisch gekleidet, oft mit einem Ausschnitt im Kleid oder in der Bluse, was uns Buben sehr gut gefiel. Da die meisten der Landfrauen damals streng und wie sie sagten, „sittsam“ gekleidet waren, mit Blusen, hochgeschlossen bis zum Hals und vorne ganz glatt, war die Garderobe der Lehrerinnen eben sehr auffallend. Mein Bruder kam später einmal ganz aufgeregt nach Hause und behauptete stock und steif, das neue Fräulein würde zwei große weiße Äpfel in der Bluse tragen, er hätte das ganz genau gesehen.

Um uns am ersten Schultag die Schüchternheit zu nehmen hatte unsere Lehrerin nach einer allgemeinen Begrüßung und Vorstellung sich jedem von uns einzeln gewidmet und sich über unsere örtliche und familiäre Herkunft erkundigt. Wir durften dann unsere Schulsachen auspacken, die unsere Eltern gekauft und in die Schulranzen gesteckt hatten:

Schiefertafeln, Schwämme, Tafellappen, Griffelschachteln mit Griffeln, Bleistiften, Buntstifte und Radiergummi und Schulhefte wurden begutachtet und meistens auch in Ordnung gefunden. Nur ein offensichtlich armes Mädchen hatte weder Griffel, noch Bleistift und Buntstifte dabei, und so sah ich mich genötigt, diesem Mangel abzuhelpen und gab ihr freiwillig je ein Exemplar ab, da ich genug Vorrat hatte. Das Fräulein hatte uns dann irgendwelche netten Geschichten erzählt, uns aber auch ermahnt, dass wir Lesen und Schreiben und Rechnen lernen müssten, um im späteren Leben bestehen zu können. Uns war aber zunächst wichtiger, unsere neuen Schulkameraden kennen zu lernen und es stellte sich heraus, dass die meisten von ihnen nett und gesprächig waren, aber es waren auch einige darunter, die recht verschlossen waren und später wahrscheinlich auch recht langweilig sein würden. Wir fingen dann an, unter Anleitung und ständiger Beobachtung unserer Lehrerin Buchstaben auf unsere Schiefertafeln zu schreiben, wobei manchmal die Griffel fürchterlich kratzten. Es waren eben noch nie Meister vom Himmel gefallen. Wir mussten auch noch ganz einfache Rechenaufgaben lösen. Und damit war der erste Schultag beendet. Voller Eifer bin ich dann am Nachmittag auf den Acker gelaufen, um meiner Mutter, die dort Mist breitete, alle Neuigkeiten, die auf mich eingestürmt waren, zu erzählen. Als ich ihr auch den Vorfall mit dem armen Mädchen erzählte und dass sie von einem bekannten Einödhof stammte, fing meine Mutter laut zu lachen an und klärte mich auf, dass dort einer der größten und reichsten Bauern der ganzen Umgebung mit seiner Familie lebt. Ihre Eltern hätten vermutlich vergessen, ihr Schulsachen zu kaufen, ich dachte mir aber, dass sie wahrscheinlich zu faul dazu waren.

Ich bin dann Tag für Tag immer gerne zur Schule gegangen, weil ich sehr wissbegierig war und möglichst schnell viel lernen wollte.

Natürlich hatten wir auch Religionsunterricht, und unser Pfarrer war ganz versessen auf das Absingen von Kirchenliedern. Dadurch war in einer Unterrichtsstunde nur wenig Zeit für die viel interessantere und spannendere „biblische Geschichte“, wobei es mir besonders um das Alte Testament ging, das voller unerhörter Geschehnisse und Phantasie anregender Abenteuer war. Also mussten wir viele Kirchenlieder mit komischen und oft unverständlichen Texten auswendig lernen und dann auch singen. Er stellte sich dann vor die Klasse und schwang seine langen Arme durcheinander und erklärte uns, dass er damit die Stimmen aus uns herauslocken würde. Er sagte, das hieße „Dirigieren“. Also plärzten wir aus Leibeskräften los, sodass keiner mehr seine eigene Stimme verstand. Das gefiel ihm natürlich nicht und er schlug mit seinen Händen stürmisch nach unten wie wenn er zum Fliegen ansetzen wollte. Wir sollten also leiser und verständlicher werden. Tatsächlich kam nach vielen anfänglich kläglichen Versuchen, doch so etwas wie ein halbwegs zufrieden stellendes Ergebnis zustande, bis er plötzlich seinen Kopf schief hielt, als hörte er irgendetwas Störendes. Tatsächlich stellte er missmutig fest, dass da jemand in der Kinderschar „brummte“, wie er sagte. Nun dachte ich,

da wird eben einer unter uns sein, der falsch singt, solch ein Depp. Der Pfarrer ging jetzt an jedem vorbei um den Störenfried heraus zu finden. Ich dachte mir nichts Böses, aber als er direkt vor mir stehen blieb und mit seinem dicken Zeigefinger in meine Richtung wies, wurde es mir heiß und kalt. Sollte ich etwa der Depp sein, nicht auszudenken, aber leider wahr. Und so wurde meine Unmusikalität, die mir später immer wieder zu schaffen machte, offenbar. Ich hatte mich fast geschämt, aber ich konnte nun einmal nichts dafür, ich traf eben keinen richtigen Ton und das sollte sich im Laufe meines Lebens auch nicht bessern. Mein Talent, um mit der Bibel zu sprechen, war also nicht das Singen. Gott sei Dank, stellte sich bald heraus, dass ich dennoch eine Reihe anderer Talente besaß. Trotzdem war es ärgerlich, weil mit dem Fehlen der Musikalität auch das Taktgefühl fehlte, freilich nur in diesem engen Sinne. Somit konnte ich später leider auch nie tanzen und ich musste alle meine anderen Talente einsetzen, um beim weiblichen Geschlecht anzukommen, was mir gelegentlich auch gelang.

Vor der Schule musste ich, immer wenn Frühmesse war, in die Kirche gehen, was kein großer Umweg gewesen wäre, aber früheres Aufstehen bedeutete. Im Winter war es sehr kalt in der ungeheizten Kirche, aber ich wollte keine Handschuhe anziehen und so war ich immer recht froh, wenn die Kindergebetbücher ausgeteilt wurden. Man musste dann nicht beide Hände zum Gebet falten, sondern nur eine Hand zum Halten benutzen, die andere konnte man immer abwechselnd in die warmen Hosentaschen stecken. Neben den Gebeten, die wir laut mitlesen mussten, waren auch kleine Strichzeichnungen zwischen den Seiten als Illustration vorhanden, unter anderen eine große aufgehende Sonne mit einigen Reitern davor, die auf Tieren saßen, die ich aber nicht genau erkennen konnte, da sie zu weit weg waren.

Weil mich das aber interessierte, fragte ich unseren Pfarrer dann in der Religionsstunde, was diese Skizze darstellen sollte. Er gab zur Antwort, es wären die Heiligen drei Könige aus dem Morgenlande, die dem kürzlich geborenen Christkind wertvolle Gaben wie Gold, Weihrauch und Myrrhe bringen würden und auf Kamelen ritten und begleitet wurden von Elefanten. Ich fragte zunächst, wo das Morgenland wäre, wo so eine warme Sonne schiene, worauf er mir zur Antwort gab, das wäre Indien. Ich hatte noch keine Ahnung, wo das liegen würde, war aber damals bereits entschlossen, einmal in meinem Leben dorthin zu reisen. Das mit der Myrrhe wusste ich auch nicht, während ich Gold von unserer prachtvollen Monstranz in der Kirche, die mit vielen farbigen Steinen besetzt war, bereits kannte und natürlich auch den Weihrauch, mit dem oft das ganze Kirchenschiff eingenebelt wurde und der manchmal gut roch aber auch oft ziemlich stank. Unser Pfarrer kannte offenbar die Myrrhe auch nicht recht, meinte aber, wenn es in der Bibel steht, dann würde das schon stimmen.

Das Indien ist mir nicht aus dem Kopf gegangen und ich habe auch unsere Lehrerin darüber ausgefragt und die meinte, das wäre ein großes Land mit

viel Urwald und einer Menge wilder Tiere darin, wie Tiger, Löwen aber auch Affen. Das hatte mich so beeindruckt, dass ich bei nächster Gelegenheit, als bei uns zuhause eine große Pappel gefällt wurde, unseren Opa bat, einige Äste abzuschneiden, die dann mein Bruder und ich in den Sand unter unserem Sandberg steckten um einen Urwald zu pflanzen. Wir sind dann auf allen Vieren herumgeschlichen, mein Bruder als Löwe, ich als Tiger, Affe wollte freilich keiner sein, und warteten auf Beute. Da sich aber keine unserer Katzen oder Hasen blicken ließen, haben wir uns schließlich selber mit Fauchen und Kratzen angefallen.

In meinen ersten Schultagen haben mir in der Religionsstunde die Erzählungen aus der Biblischen Geschichte des Alten Testamente am besten gefallen. Da nur der Pfarrer ein Buchexemplar hatte und wir auch noch nicht recht lesen konnten, saß er hinter seinem Pult und las uns mit hoch erhobener Stimme die unglaublichsten Geschichten vor. Bisher kannte ich nur die „Heinzelmännchen von Köln“, die uns unsere Oma zu Hause am Nachmittag vorlas, das war aber auf die Dauer eher langweilig.

Eine meiner Lieblingsgeschichten aber war die, in der die Tochter des Pharaos den kleinen Moses am Schilfufer des Nils im Binsenkörbchen entdeckte und ihn dann aufzog. Gerade diese Szene hat sich besonders in mein Gedächtnis eingepreßt, weil wir zur Illustration zufällig ein Wandbild in der Schule hatten, die diese Szene darstellte. Abgebildet war da eine wunderschöne Frau mit schwarzen Haaren, in die ich mich sofort verliebte. Die war ganz anders als unsere flachshaarigen Mädchen im Dorf, obwohl ich sagen muss, dass einige unserer Flüchtlingsmädchen aus der Batschka auch schön gelockte, dunkle Haare hatten. Diese Vorliebe für exotische Frauen blieb mir zeitlebens, und den Wunsch sie zu lieben, sollte sich später in Indien tatsächlich auch erfüllen.

Auch die Geschichte, in der Moses mit den Israeliten durch das wunderbar aufgestaute Rote Meer zog und das dann, wieder zusammenfließend, das Heer des verfolgenden Pharaos in sich begrub, hat großen Eindruck hinterlassen.

Später, als der bärenstarke Samson seine Abenteuer bestand und leider durch seine neugierige Frau Dalila, die ihm seine langen Haare abschnitt, schwach, geblendet und gefangen genommen wurde, war ich ganz zerknirscht, bis er sich dann noch einmal rächen konnte.

Mit dem Katechismus dagegen stand ich von vorneherein auf Kriegsfuß. Darin standen nur Vorschriften, und der Pfarrer behauptete auch noch, das seien die zehn Gebote, die Moses von Gottvater erhalten hätte und dass sie deshalb unumschränkt gültig wären. Wie streng diese auszulegen wären, war mir nicht bewusst. Da hieß es, wenn du gesündigt hast in Gedanken, Worten und Werken, dann droht dir die ewige Verdammnis. Aber was hieß in Gedanken? Wenn ich also nur dachte, dass das schwarzhaarige Mädchen nebenan mir gefallen könnte, wäre das ein Grund für ewige Höllenqualen. Jetzt war ich aber tatsächlich ein sensibler Bub und nahm das mit den Geboten auch ernst und so beichtete ich vor der Ersten

Heiligen Kommunion vorsichtshalber alle erdenklichen Sünden aus dem Beichtspiegel, außer Mord. Aber schon das Begehren des Nächsten Weibes brachte mich in arge Verlegenheit, und so schloss ich dieses Vergehen mit in meine Beichte ein. Der Pfarrer war ganz entsetzt über meine fast vollständige Sündenliste und meinte, ich würde mich über ihn lächerlich machen. Dem war aber nicht so, trotzdem brummte er mir wegen der großen an ihm begangenen Sünde, fünf Vaterunser als Buße auf. Aber wenigstens war ich zur Ersten Heiligen Kommunion zugelassen.

Diese war nach Aussage meiner Oma das bedeutendste Ereignis in meinem ganzen Leben und man musste sich daher sorgfältig darauf vorbereiten. Das wichtigste war eine Kommunionkerze, die man sein ganzes Leben über aufbewahren, und möglichst zur Todesstunde anzünden sollte. Nicht ganz so wichtig wäre ein Kommunionanzug, da wir aber nur kurze Stoff- oder Lederhosen trugen, wäre doch eine neue Hose notwendig mit einer passenden Jacke dazu. Unsere Oma war wohl Störnäherin gewesen aber solch elegante Kleidungsstücke sagte sie, könne sie nicht herstellen und so mussten wir sie entweder kaufen oder anderweitig anfertigen lassen. Da wir aber eine Verwandte, eine Schwester meines Vaters hatten, die eine ausgebildete Näherin war und schon früher für mich den „Bösen Buben“ genäht hatte, war man an sie herangetreten. Sie hatte ihrer Meinung nach eine ganz tolle Idee. Ich sollte zu meinem Ehrentag eine elegante Samthose mit ebensolcher Jacke und eine weiße Seidenbluse erhalten. Als sie zum Anprobieren kam, stellte ich mit Befremden fest, dass die Hose eine kurze werden würde. Ich hatte mich schon bei meinen Klassenkameraden erkundigt, welche Anzüge sie bekommen würden, und sie waren alle stolz darauf, zum ersten Mal in ihrem Leben eine lange Hose zur Ersten Heiligen Kommunion tragen zu dürfen. Ich wollte natürlich Einspruch erheben und meinte, nicht eine extra Wurst haben zu müssen, sondern auch wie die anderen Schüler eingekleidet zu werden, aber vergeblich. Auch meine Eltern waren der Ansicht, dass meine Ausstattung etwas ganz besonders Elegantes werden würde und ließen sich auch zu keiner weiteren Diskussion bewegen. Also musste ich mich fügen, und wusste zu diesem Zeitpunkt bereits, dass ich damit zu einem Außenseiter in meiner Klasse gestempelt werden würde. Später habe ich daraus aber direkt einen Kult gemacht, nachdem ich merkte, dass ich tatsächlich meinen eigenen Kopf hatte und ich ihn auch durchsetzen musste. Nur den Begriff „Außenseiter“ fand ich nicht passend, da ich immer gesellig und auch kooperativ war und bin. Auch die Bezeichnung „Sonderling“, die mir mein Vater zeit seines Lebens verpasste, war mir zu negativ besetzt und deshalb bezeichne ich mich selbst als „Individualisten“. Meinen extravaganten Kommunionanzug durfte auch noch unser zweiter Bruder tragen, den folgenden drei Brüdern wurde dann dem allgemeinen Geschmack entsprechend die übliche Einheitskleidung gestattet, was wir zwei Älteren dann auch als Verflachung des Geschmacks brandmarkten. Auf dem Kommunionsbild erkennt man unschwer den kleinsten Buben, mich, was man aber nicht sehen kann, ist der Schemel, auf den ich stand,

damit die sonst fast ebennmäßige Zahnreihe nicht noch deutlicher verunstaltet werden würde. Für mich war klar, dass ich nur durch höhere Geistesgröße den Klassenkameraden gegenüber meine körperlich fehlenden Zentimeter ausgleichen oder sogar überkompensieren konnte. Und so wurde ich ein sehr ehrgeiziger Schüler, der mit seinem Eifer manchen Lehrer fast überforderte.

Das Beichten jedoch war mir zeitlebens ein Horror. Ich vermied es so oft wie möglich, aber einmal im Jahr, zu Ostern war sie unumgängliche Pflicht für Schulkinder. Dann bekam man ein Bildchen, den „Beichtzettel“, das erst die Zulassung zur österlichen Kommunion bedeutete. Später habe ich dann viele Male auch diese Segnung der katholischen Kirche nicht wahrgenommen.

Die säkulare Seite der Schulerziehung hat mir dagegen sehr zugesagt. Da ich vermutlich in dieser Hinsicht recht begabt war, fiel mir das Lernen nicht schwer, weder das Lesen und das Schreiben noch das Rechnen. Der Schulalltag begann mit einem gemeinsamen Gebet, dem etwa eine halbe Stunde Kopfrechnen folgte. Diese Übung war eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein Leben nach der Schule um nicht zahlenmäßig, das ist meist geldmäßig übervorteilt zu werden. Die Fähigkeit, gut Kopfrechnen zu können, bleibt bis ins hohe Alter bestehen, wenn man es einmal gut geübt hat. Das scheint aber heutzutage nicht mehr der Fall zu sein, was man täglich vielfach an den Kassen der Supermärkte oder sonstiger Ladengeschäfte miterleben muss. Während ich bis auf ein oder zwei Euro hin oder her, bereits den Endbetrag meines Kaufes im Kopf habe und auch das Geld griffbereit in Händen halte, fangen die meisten, ob alt oder jung, nach Nennung der Kaufsumme erst gemächlich dann immer verzweifelter an, in der Geldbörse herum zu suchen und halten dadurch den Kassenbetrieb unnötig lange auf. Wie gut nur, dass es für diese Armen im Geiste heutzutage überall bargeldlose Zahlungsmöglichkeiten gibt, die sogar schon bei den kleinsten Beträgen angewandt wird. Was man heutzutage als neueste Lehrmethode propagiert, nämlich den ganzheitlichen, Fächer übergreifenden Unterricht, wurde schon vor mehr als sechzig Jahren in den Schulen auf dem Lande praktiziert. Eher der Not gehorchend, hatte man doch kurz nach dem Krieg keine Lehrmittel in Klassenstärke, musste also das nur einmalig vorhandene Lehrerexemplar optimal genutzt werden. Auch Kopierer gab es damals nicht. Reines Deklamieren oder gar nur Vorlesen des Lehrers aus dem Lehrbuch vermieden unsere Pädagogen entschieden. So bildeten wir innerhalb einer Klasse kleine Gruppen aus bis zu vier Schülern - Teams würde man heute sagen – die dann Illustrationen aus dem Lehrerexemplar auf große Bögen Packpapier oder Kartons zunächst mit Bleistift übertrugen. Diese Vorzeichnungen wurden dann mit Tusche oder Farbstiften gemeinsam von der ganzen Gruppe überarbeitet, während das Lehrbuch bereits einem anderen Team überlassen worden war, um eine andere Abbildung abzuzeichnen. Die fertigen Bögen wurden dann gemeinsam von der gestaltenden Gruppe der ganzen Klasse vorgestellt. Man konnte dieses Prinzip auf fast alle Sachkundefächer anwenden. Ich kann mich noch gut

erinnern an eine Landkarte von Spanien mit allen Flüssen, deren Namen ich immer noch aufsagen kann, dann einen Querschnitt durch Italien mit allen Vegetationszonen und den zugehörigen typischen Pflanzen oder an die Innenansicht des menschlichen Körpers mit allen Organen.

Damit hatte man mit einem Schlag viele Lernziele fast spielerisch erreicht: Zeichnen, Sachunterricht wie Erdkunde, Biologie und Geschichte. Aber auch die ungemein wichtigen gemeinschaftsrelevanten Fähigkeiten der Teamarbeit und der Konfliktbewältigung wurden erlernt, da innerhalb der Gruppe vielfach auch Spannungen und Konkurrenzdenken auftraten, die bewältigt werden sollten, ohne dass der Lehrer das immer regeln musste.

Und da war noch eine nicht zu unterschätzende schulische Herausforderung, nämlich die deutsche Schriftsprache, das „Hochdeutsche“ zu erlernen. Wir kannten alle von zuhause aus eine lebendige, treffend jede Situation beschreibende Sprache, nämlich „Bairisch“, nur „schreiben“ ließ sie sich schlecht. Was heutzutage als lokaler „Dialekt“ von Leuten abgelehnt wird, die nie eine echte Sprache mit all ihren Feinheiten kennengelernt haben, und sie als minderwertig abtun, ist eines der wertvollsten Erbgüter unserer Vorfahren. Dass man natürlich auch als Bayer ein möglichst makelloses Hochdeutsch beherrschen sollte, ist jedoch unbestritten. Also bemühte ich mich, als erste Fremdsprache die Schriftsprache zu erlernen und das mit offensichtlich gutem Erfolg, der mir später beim Übertritt an die Oberrealschule in Dachau von den dortigen Lehrern einhellig bescheinigt wurde. Sie waren allerdings recht überrascht, dass ein Schüler vom Lande die aus der Stadt so leicht übertrumpfen könne.

Ich hatte allerdings glücklicherweise eine Art fotografisches Gedächtnis, das mir das geschriebene Wort vor dem inneren Auge erscheinen ließ. Diese Fähigkeit hat mir dann auch beim Erlernen weiterer Fremdsprachen wie Englisch und Französisch sehr geholfen.

Bald nach der Ersten Heiligen Kommunion habe ich dann eher zufällig eine kirchliche Karriere gemacht, ich wurde vom Lehrer dem Pfarrer als Ministrant empfohlen, weil ältere Messdiener die Volksschule abgeschlossen hatten. Somit mussten sie auch den Messdienst quittieren und durch Nachrücker ersetzt werden und somit waren in den unteren Rängen neue Stellen frei geworden.

Da ich sowieso in jeder Frühmesse vor der Schule anwesend sein musste, konnte man gut das Notwenige mit dem Angenehmen verbinden, war doch das Dasein eines Ministranten auch mit einer Reihe von Privilegien gesegnet.

Diese waren einerseits spiritueller Natur, durfte man doch am Altar in verschiedenen, der gerade geltenden Liturgie entsprechenden farbigen Messgewändern aus Rock und großem Rundkragen dienen, und daher eine gehobene Stellung innerhalb des Kirchenvolkes einnehmen.

Andererseits waren damit auch geldliche Zuwendungen verbunden, die je nach Anlass wie Taufen, Hochzeiten, Leichenbegräbnissen und anderen kirchlichen Gelegenheiten die sonst immer leere Geldbörse

mit Münzen anschwellen ließ, Papiergeld gab es anfänglich nicht. Das war uns sehr wichtig, da wir von zuhause kein regelmäßiges Taschengeld bezogen hatten und nicht bei jeder Gelegenheit zu den Eltern und Großeltern betteln gehen wollten, insbesondere dann, wenn wir uns etwas leisten wollten, das wir wohl sonst nicht bekommen hätten.

Neben der ständigen zeitlichen Bereitschaft war damals noch eine unabdingbare Voraussetzung zu erbringen, die manchen Ministrantenanwärter entweder abschreckte oder ihn einfach intellektuell überfordert hätte, nämlich das Lernen der lateinischen Messgebete. Diese Bedingung war nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht mehr notwendig, was dann auch einfachere Gemüter zu Messdienern werden ließ. Heutzutage scheint das Erlernen von Messgebeten überhaupt nicht mehr verlangt zu werden, was man allenthalben in den Kirchen beobachten kann, wo oft stumme, gelangweilte Ministranten und Ministrantinnen nur mehr als Staffage herumstehen. Das war früher natürlich ganz anders, wobei ich Mädchen als Messdiener sehr gerne gesehen hätte.

Wir mussten noch alle lateinischen „Gsatzl“ vom Introitus bis zum Paternoster auswendig lernen und dabei auch ganz genau auf die Betonung achten, was mir anfänglich doch einige Schwierigkeit bereitet hatte. Beim „Habemus ad Dominum“ hatte ich die Betonung auf die falsche Silbe gelegt, nämlich auf die erste, also „Hábemus“. Das hatte unseren damaligen Pfarrer dann zu einer für mich sehr kränkenden Bemerkung veranlasst: Ob wir zuhause immer „Habermus“ also Hafermus essen würden, so ein Blödsinn, uns schmeckten ja nicht einmal Haferflocken. Ich war beleidigt und dachte mir, er solle doch nach Hause zu seiner Schwester gehen, die ihm den Haushalt führte, und sich Hafermus kochen lassen, dann würde er schon sehen, wie gut das schmeckte.

Dieser Pfarrer hatte nicht einmal bemerkt, dass ich alle geforderten lateinischen Gebete bereits kannte und fehlerfrei aufsagen konnte, sogar das lange „Confiteor“ und das noch zungenbrecherischere „Suscipiat“, nur den Lapsus mit der falschen Betonung des „Habemus“ hatte er registriert gehabt. Dabei konnte ich gar nichts dafür, weil ich die Gebete aus einem Ministrantengebetsbuch heraus gelernt hatte, wo nicht angegeben war, wie das zu betonen ist. Ich habe mich aber nicht vor ihm verteidigt, oder gar bei ihm beschwert, weil ich sonst eine Ohrfeige riskiert hätte, die er allgemein recht freigiebig anbot und deren Ausführung auch praktizierte.

Das Ministrantendasein hat mir aber gut gefallen, schon des Geldes, aber auch der vielen Kirchenfeste im Jahreskreis wegen, die sehr feierlich begangen wurden. Ich denke zurück an Christmetten, die unsere kleine Kirche so verzaubert hatten, als wären wir bereits im Paradies. Der Kirchenchor hatte die Weihnachtslieder für mich absolut vollendet gesungen, was freilich aufgrund meiner mangelnden Musikalität kein Qualitätsurteil darstellte, aber mich einfach glücklich machte. Ergänzt wurde der Chorgesang dann auch durch wunderschöne Soloauftritte wie dem Andachtsjodler und einem herrlichen Frohlocken der himmlischen

Heerscharen, dargestellt von einigen unserer Schulkameradinnen, die ganz ungewohnt engelsgleich, in den Altarraum geschwebt waren. Ich konnte das von den Altarstufen aus sehr gut verfolgen und war mir meines bevorzugten Standorts wohl bewusst.

Weitere kirchliche Höhepunkte des Jahres waren Palmsonntag, Ostern, Pfingsten und vor allem Fronleichnam, wenn eine festliche Prozession durch das feierlich mit Blumen und Birkenästen geschmückte Dorf zog. Der lange Zug bestand aus den vielen bunten Fahnen der unterschiedlichsten Vereine und dem „Himmel“ mit dem Pfarrer und der Monstranz darunter, gefolgt von festlich gekleideten, Rosenkranz betenden Kirchgängern und Blumen streuenden Mädchen. Wir Ministranten hatten unsere festlichsten Kirchengewänder angezogen und marschierten gemessenen Schrittes mit.

Der Weg der Prozession führte entlang des Kreuzwegs von der Kirche herab an der Schule vorbei in die nördlichen Dorfteile und von dort wieder zurück die Eichenallee zum Schloss hinauf bis zur Kirche. Während der Zug sich bewegte, wurden die Kirchenglocken geläutet, an den Altären wurde angehalten und dann verstummt die Glocken. Wenn wir gerade einen sangesgewaltigen Priester hatten, ließ der dann seine Stimme erschallen, wobei am ersten der vier Altäre immer der Anfang des Matthäusevangeliums mit dem Stammbaum Jesu von Abraham bis zu Maria, seiner Mutter, auf Lateinisch vorgetragen wurde. Das war bestimmt eine der beeindruckendsten Minuten im ganzen Kirchenjahr. Leider geht es heutzutage nicht mehr so feierlich zu, da die Gesänge wohl auf Deutsch sind, also verstanden werden können, aber nicht mehr die mystische Ausstrahlung des Lateinischen vermitteln.

Das Dasein eines Ministranten bestand aber nicht nur aus der Teilnahme an großen Kirchenfesten, sondern hauptsächlich an der Vorbereitung und Mitgestaltung der täglichen Frühmessen und der Sonntagsgottesdienste. Das hatte verschiedene Arbeiten zur Folge.

Da hatten wir uns zunächst mit den Messgewändern in der Sakristei anzukleiden, dann waren Weihwasser und Weihrauchfass vorzubereiten. Das Wasser für die Eucharistiefeier und den Messwein hatte meist der Mesner bereitgestellt, und den Messwein nach der Entnahme wieder weggesperrt, weil mancher Pfarrer sonst befürchten hätte können, wir Ministranten könnten uns am Wein vergreifen. Das haben wir dann auch einmal versucht, indem einer von uns den Schlüssel zum Weinschrank herausgefunden und dort aufgesperrt hatte. Der Wein war aber so sauer, dass wir nicht noch einmal in Versuchung gerieten.

Das Zubereiten des Weihrauchfasses war fast eine kleine Wissenschaft. Über einer brennenden Kerze wurden zwei Holzkohlestückchen solange zusammengehalten bis an den Berührungsstellen die Kohlen zu glimmen begannen. Dann wurde so vorsichtig aus dem spitzen Mund geblasen, dass die Glut nicht durch Spucke ausgelöscht wurde, sondern sich über die Kohlestückchen ausbreitete. Dann wurden diese Kohlestücke mit noch anderen, kalten Kohlestücken in den eisernen Einsatz des Weihrauch-

fasses gelegt und daran ein Haken befestigt, mit Hilfe dessen dann der Einsatz in kreisenden Bewegungen mit dem Arm herumgeschleudert wurde, um alle Kohlen schnell anzufachen. Diese Prozedur durfte nur von den erfahrenen Oberministranten durchgeführt werden, weil ein Neuling einmal beim Herumschleudern den Türstock der Sakristei getroffen hatte und die glühenden Kohlen in die anschließende Kapelle hinausflogen, was dem Unglücklichen sowohl eine Tracht Prügel des bereits anwesenden Mesners als auch eine des später eintreffenden und in Kenntnis gesetzten Pfarrers zur Folge hatte.

Nachdem alle Kohlen glühten, wurde das eiserne Schüsselchen in das Weihrauchfass eingesetzt und dieses immer wieder hin und her geschwungen, um die Kohlen am Glühen zu halten. Das musste während der ganzen Messe, wenn das Weihrauchfass nicht am Altar benötigt wurde, in der Sakristei wiederholt werden, damit dann der Weihrauch am Altar wieder in dicken Schwaden und stark duftend hervorquellen konnte.

Eine Viertelstunde vor Gottesdienstbeginn musste das „Dreiviertelläuten“ stattfinden, das die Gläubigen zur Messe rufen sollte. Dazu wurden nur die zwei kleinen der drei vorhandenen Glocken über je einen Strick im Glockenturm von Hand geläutet und wir Ministrantenleichtgewichte mussten unsere ganzen Kräfte aufwenden um die Glocken in Bewegung zu bringen. Wenn das Geläute beendet werden sollte, hingen wir uns buchstäblich in die Seile, sodass wir bis kurz unter das Dach des Turmvorraums empor geschleudert wurden, was uns aber helle Freude bereitete.

Wenn dann nach dem „Zusammenläuten“ mit allen drei Glocken die Messe begann, mussten je nach Bedeutung der jeweiligen Liturgie zwei oder vier Ministranten mit dem Priester vor den Altar treten und die Messe feiern. Dazu mussten zu allen zeitlich aufeinander folgenden Teilen die entsprechenden lateinischen Gebete einsatzgenau aufgesagt werden und die unterschiedlichen Körperhaltungen und -bewegungen befolgt werden. Wir mussten das gut einstudiert haben und durften uns keine Fehler und Nachlässigkeiten leisten, weil das dann nach dem Gottesdienst unweigerlich ernste Folgen in Form von Ohrfeigen gehabt hätte.

Mir ist einmal leider ein Missgeschick passiert. Wie bereits berichtet, hatte ich häufig an Abszessen zu leiden und so ging, während ich am Altar ministrierte das „Oass“ auf, der Eiter lief über meinen Oberschenkel und ich musste augenblicklich den Altar in Richtung Sakristei verlassen. Eine Entschuldigung nach Gottesdienstende konnte den Pfarrer aber nicht besänftigen und er musste mich für meinen Frevel bestrafen. Mein Einwand, dass ich mit meinem Eiter vielleicht den Altar entweiht hätte, ließ er nicht gelten.

Neben der Eucharistiefeyer hatten wir noch andere Arbeiten auszuführen. So mussten wir vor Weihnachten frisches Moos für die Krippe aus dem meist verschneiten Wald holen und den Bethlehemstall mit den ganzen Gipsfiguren aufstellen. Zu Dreikönig wurden wir in unsere Pfarrkirche

nach dem drei Kilometer entfernten Einsbach geschickt um literweise Weihwasser zu holen. In der Karwoche war Holz für das Osterfeuer zu besorgen. Das Ministrantenleben war also abwechslungsreich und durch manche Einladungen zu Tauf-, Hochzeits-, Primiz- oder Leichenfeiern und gelegentlich zu Fahnenweihen auch gastronomisch sehr beliebt. Allerdings war bei diesen Gelegenheiten oft nur der Pfarrer willkommen, bei manchen größeren Festen und bei freigiebigeren Ausrichtern durften wir Ministranten aber auch mitkommen.

In der Zeit um die Währungsreform 1948 war das jeweilige Festessen jedoch noch recht bescheiden. In der Gaststube unseres Dorfes gab es meist eine Pfannkuchensuppe, gefolgt von einem Schweinebraten mit Kartoffelknödel und Kraut. Bei einfacheren Feiern musste man mit ein Paar Weißwürsten zufrieden sein. Nachspeisen wurden nur ganz selten aufgetischt, diese waren dann mit Erlaubnis des Gastwirts von den Familien mitgebracht worden, die die Feiern ausrichteten. Bei manchen größeren Hochzeiten gab es nachmittags dann Torten und Kuchen und abends noch Wurstaufschnitt mit Essiggurken.

Das alltägliche Essen zu Hause war damals bei den meisten Dorfbewohnern sehr einfach, oft nur eine Brotsuppe am Morgen und unter der Woche zu Mittag eine Mehlspeise, abends Pellkartoffeln mit Butter. Bei manchen Flüchtlingen war das Essen vielleicht noch kärglicher.

Zu dieser Zeit hatte die Besatzungsmacht, bei uns also die Amerikaner, im Rahmen des Marshallplanes die so genannte „Schulspeisung“ eingeführt. Alle Schüler erhielten zum Frühstück Milch oder Kakao mit einer Semmel und zu Mittag meist eine Suppe mit Einlage. Diese gute Tat war sehr willkommen, da viele Kinder ohne etwas zu essen zum Schulunterricht gekommen waren. Mit der Zeit wurden aber die Ansprüche größer und eines Tages machte eine dumme Bemerkung die Runde. Irgendein Schüler sprach von einem „Schlangenfraz“, den man uns auftischen wolle. Als der Lehrer davon hörte wurde er sehr zornig und bezichtigte uns der Undankbarkeit. Er erzählte von seiner Gefangenschaft in Russland, in der sie vor lauter Hunger sogar Ratten hatten essen müssen. Nach einigen Jahren, nachdem die Not nicht mehr so groß war, wurde die Schulspeisung eingestellt.

Neben den bereits erwähnten Kernfächern wie Deutsch, Religion, Rechnen und Sachkunde wie Erdkunde, Geschichte und Naturkunde, also Biologie, wurden auch wichtige Nebenfächer wie „Leibeserziehung“, die damalige Bezeichnung für Sport und musische Betätigung, wie Zeichnen, Singen und Theaterspielen nicht vernachlässigt.

Während Singen meine große Schwäche darstellte, im Laufe meines Volksschuldaseins bin über eine Vier nicht hinausgekommen, hatte Sport, aber vor allem Zeichnen und Theaterspielen einen hohen Stellenwert. Wie bereits erwähnt, konnten die zeichnerischen Fähigkeiten gut in der

Sachkunde weiterentwickelt werden, so hatte sich der Schulsport in den unteren Klassen in Ringelreihen, also eine Art Gymnastik und Völkerball erschöpft. Faustball, Schlagball und Fußball waren in den höheren Klassen neben den Laufdisziplinen die eindeutigen Favoriten.

Schwimmen stand jedoch nicht auf dem Lehrplan, da die Möglichkeit der Ausübung in der Schule wegen Fehlens einer Schwimmhalle oder eines Schwimmbeckens nicht gegeben war. Das mussten wir uns eben außerhalb der Schule aneignen, und dazu gab es nur eine Möglichkeit, nämlich mit dem Rad nach Palsweis an die Maisach zu fahren und im aufgestauten Ablass der Mühle mit „Hundstappern“ uns über Wasser zu halten, bevor wir ein einigermaßen stilreines Brustschwimmen beherrschten.

Auch Radfahren musste jeder selbst lernen. Für uns Buben standen aber keine Kinderräder zur Verfügung, sondern nur alte, ausgediente Herrenfahrräder mit einem Raddurchmesser von 28 Zoll, die natürlich eine Rahmenstange hatten. Ein Damenfahrrad hätte damals ein Junge nie verwendet. Also musste man sich fürchterlich verrenken, um unter der Stange in Schräglage die Pedale zu treten. Das sah ziemlich bescheuert aus und behinderte auch die Lenkbarkeit des Fahrrads. So war es kein Wunder, dass man öfter auf die Kiesstraße stürzte und sich die Knie aufschlug oder ein Hindernis rammte, wie es mir mit einer riesigen Muttersau passierte, die auf der Straße lief, und der ich nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte. Das Schwein raste mit lautem Grollen davon, während ich mir nach dem Sturz die Kieseln aus dem blutenden Knie herauskratzen durfte.

Stürze waren für einen Anfänger fast an der Tagesordnung und wurden nicht mehr gezählt. Nur an einen musste ich mich immer dann erinnern, wenn ich zufällig meinen linken Unterarm betrachtete. Dort sind zwei Narben sichtbar, die zur Zeit des Sturzes den Abstand von zwei benachbarten Spitzen eines verrosteten Stacheldrahtes hatten, der in einem Straßengraben lag und auf den ich bei meinem Sturz vom Rad landete. Die Abstände der Narben sind mit mir mitgewachsen und betragen jetzt gute sechzehn Zentimeter.

Unser Bewegungsdrang konnte sich aber noch anders austoben. Im Sommer ist uns im Anblick des wenigstens vier Meter hohen Sandbergabbruchs zu Hause eine Sportart eingefallen in Anlehnung an die Fallschirmabsprünge der Amerikaner vor Kriegsende. Also besorgten wir uns in Ermangelung eines Fallschirms riesige alte Pferdedecken um uns in die Tiefe des Sandbergs zu stürzen. Die hatten ein großes Gewicht, ergaben aber keinen Auftrieb und so fielen wir wie Steine nach unten und hatten das Glück im tiefen Sand uns nicht die Knochen zu brechen.

Auch im Winter stach uns gelegentlich der Hafer und wir ersonnen haarsträubende Sportarten. So wollten wir einen zehnsitzigen Bob erfinden mit einem selbstgebauten klobigen Schlitten eines Klassenkameraden, dem „Russenpanzer“ vorne, einen normalen Schlitten hinten und dazwischen eine zehnsprossige Holzleiter, die mit Seilen zusammengebunden wurden.

Leider geriet die Probefahrt auf unserer Teststrecke, dem Hohlweg am „Strulberg“ so vollkommen daneben, weil der Bob mit zehn Buben darauf, unlenkbar in den „lebendigen Zaun“, einer Fichtenhecke am Rand der Straße, mit vollem Tempo rauschte. Außer kleinen Hautaufschürfungen kamen wir alle ohne sonstige Schäden davon.

Eine gefährliche Mutprobe war, mit den Schiern den „Kieskübel“, einer riesigen Kiesgrube mitten im Dorf, hinunter zu stürzen und über ein die Grube begrenzendes eisernes Geländer und die anschließende Straße zu springen, um in einem engen von Zäunen begrenzten Weg wieder auf der Erde zu landen. Das haben nur die wenigsten geschafft, die anderen sind irgendwo zwischendurch gestrauchelt, ohne sich allerdings den Hals zu brechen.

Auch die beliebte Schlittenfahrt den Schlossberg hinunter und über die Dorfstraße hinweg war nicht ungefährlich, da ja immerhin auch manchmal ein Fahrzeug auf ihr daherkommen konnte. Diese Piste wurde aber für immer verboten, nachdem ein Zweisitzerschlitten zwischen Omnibus und Anhänger gerade noch hindurchschlüpfen konnte.

Wenn wir zwei älteren Brüder gerade nicht im Haus, Hof oder Feld arbeiten mussten, hatten wir uns mit den Freunden oft zu den allseits bekannten Fangspielen getroffen, wie „Räuber und Schandi“ oder „Fangermandl“. Diese waren besonders beliebt, weil dabei auch Mädchen mitspielen durften, und man sie beim Abklatschen, ohne die Anklage wegen einer unsittlichen Handlung befürchten zu müssen, berühren durfte.

Eine gewisse Mutprobe erforderte eine von uns selbst erfundene Sportart. Bei dieser gräbt man wie ein Maulwurf einen Gang durch einen meterhohen Heuschober und versucht, möglich als erster an der gegenüber liegenden Scheunenwand anzukommen. Das Kratzen und Stauben des Heus dürfen einen dabei nichts ausmachen, auch nicht die absolute Dunkelheit innerhalb des Schobers. Für klaustrophobisch veranlagte Naturen war das Ausüben dieser Sportart undenkbar.

Dem Entwickeln noch dümmere Spielideen versuchten unsere Pädagogen prophylaktisch vorzubeugen, indem sie uns sinnvollere Kanäle für unsere Kreativität eröffneten. Also führten sie das Theaterspielen ein um uns ein Podium für unsere Selbstdarstellung zu bieten. Der Pfarrer sah auch das Vorlesen der Epistel oder verschiedener Fürbitten im Gottesdienst als geeignet an.

Zu den verschiedensten Anlässen wie Nikolaus- oder Weihnachts- und besonderen Schulfeiern sollten für die ganze Gemeinde Theaterstücke aufgeführt werden. Dazu mussten für sie Text gelernt, Szenen einstudiert und viele Proben durchgeführt werden. Manche Schüler drückten sich vor solcher Anstrengung mit dem Vorwand, schlecht auswendig lernen zu können oder Bühnenangst vor den Zuschauern zu haben.

Mir machte das gar nichts aus und ich bot mich freiwillig möglichst für

männliche die Hauptrolle an, egal welches Genre gerade gefragt war. Meist wurden heitere Stücke mit moralischem Hintergrund ausgesucht. An ein Bühnenstück aus den heimatlichen Bergen kann ich mich noch gut erinnern, in dem sich zwei Kinder, ein Mädchen und ein Bub im Wald verirrt hatten und dabei die Nacht hereinbrach. Das Stück hieß „Jockerle und Mareille“ mit mir als der männlichen Hauptrolle und einer Klassenkameradin mit dem entsprechenden weiblichen Part. Tagelang übte ich zuhause den Text zusammen mit meiner Oma, die ihn dann immer wieder abfragte und meinen Einsatz probte, indem sie die Rolle der Mareille übernahm. Als nach der erfolgreichen Hauptprobe in der Schule, das Stück auf dem Tanzboden unseres Wirtshauses vor der ganzen Gemeinde aufgeführt werden sollte, verspürte ich fast kein Lampenfieber. In den ersten zehn Minuten spulten wir Hauptdarsteller unseren Text routiniert ab. Als wir uns dann verlaufen hatten und die Nacht hereinbrach begann Mareille vor Angst zu schlottern. Ich tat alles um sie zu beruhigen und zitierte, mit meinem Wanderstock herumfuchtelnd, den eingelernten Zauberspruch um eventuell herumgeisternde Hexen zu vertreiben: „Drei Kreuzl in der Luft hergschlag'n, des könnan d'Hexen nia vertragen“. Ich muss das so inbrünstig hinaus geschmettert haben, dass alle Zuschauer in Begeisterungstürme ausbrachen. Danach hatte ich aber vollständig den Faden verloren, aber trotzdem furchtlos meine eigene spontan erfundene Textversion zum Besten gegeben und Mareille konnte auch immer, klug und intelligent wie sie war, richtig auf meine Tiraden parieren und so das ganze Theaterstück retten. Alle Zuschauer mussten immer wieder vor Lachen Tränen vergießen und manche glaubten offensichtlich, wir hätten den richtigen Text vorgetragen. Der Applaus zum Schluss wollte fast kein Ende nehmen. Später hatte ich dann in anderen Stücken meist kleinere Rollen übernommen und sie auch textsicher bewältigt.

Mit dem Fortschreiten der Schulausbildung von den ersten zu den höheren Klassen wurden nach und nach auch die Lehrmittel erweitert, das waren hauptsächlich die Bücher, die nun für jede Schülerin und jeden Schüler zur Verfügung standen. Aber auch andere Medien wurden eingesetzt, wie Lehrfilme der Landesbildstellen für den Schulgebrauch, die gelegentlich in den Fächern der Sachkunde, wie Erdkunde, Naturkunde und Geschichte vorgeführt wurden. Das war immer eine willkommene Abwechslung im Unterricht. An eine filmische Aufbereitung der jüngeren Geschichte jedoch war damals noch nicht zu denken, da noch kein geeignetes kommentiertes Material vorlag. Außerdem hätte das unseren Lehrer, der in Russland in Gefangenschaft gewesen und wohl von dort auch traumatisiert zurück gekommen war, zu schmerzlich an diese Zeit erinnert.

Fernsehen gab es zu meiner Volksschulzeit natürlich auch noch nicht, und so war außerhalb der Schule nur manchmal auf dem Tanzboden unseres Wirtshauses ein Heimatfilm gezeigt worden, Western kamen erst später auf. Die Projektionswand bestand aus einem Betttuch, das nicht stramm gespannt werden konnte und das manchmal im ungeeignetsten Augenblick zu flattern begann, wenn es vom offenen Fenster her von einem Windstoß erfasst worden war.

Meinen ersten Film in einem Lichtspielhaus, wie damals die Kinos hießen, durfte ich in Dachau sehen. Ein ganzer Bus war für uns Kinder und unsere Eltern organisiert worden. Der Filmtitel hieß „das Lied der Bernadette“ und die Handlung war offenbar sehr ergreifend, da die meisten Erwachsenen in Tränen ausbrachen, soweit kam es bei mir nicht.

Eine weitere Abwechslung im Schulalltag waren gelegentliche Exkursionen in die Wälder und Felder der näheren Umgebung, wobei uns die Namen und Besonderheiten der Nutzpflanzen wie Getreide, Kartoffeln und Rüben erklärt wurden, die ich aber bereits von der Arbeit auf dem Acker her kannte. Die vielen Blumen auf den Wiesen und die unzähligen bunten Schmetterlinge und Käfer haben mich aber sehr interessiert.

Freilich, ein Käfer war damals ein arger Schädling, der Kartoffelkäfer, und der musste systematisch bekämpft werden, allerdings nicht durch Spritzen der Kartoffelstauden mit Gift, das gab es noch nicht.

Ganze Schulklassen wurden zum Kartoffelkäferklauben auf die Felder geschickt mit Limonadenflaschen voll Petroleum. Dabei mussten die Blätter der Kartoffeln genauesten nach den schwarz gepunkteten roten Larven der Käfer abgesucht werden, die dann in die Flaschen gesteckt wurden, wo sie erstickten. Mit der Zeit waren die Finger ganz gelb und klebrig geworden, sodass es manchen davor grauste und er nicht mehr weitersuchen wollte. Ich fand das aber eine faule Ausrede.

Während meiner Volksschulzeit haben wir nur einmal einen größeren Ausflug gemacht, wohl in der vierten Klasse. Wir fuhren mit dem Bus zum Fuße des Riedersteins in den Bayerischen Voralpen. Während der Fahrt hatte uns der Lehrer noch alle wichtigen Verhaltensregeln beim Bergwandern erklärt. Man solle immer auf den Wegen bleiben, also nicht irgendwo herumklettern, nicht rennen, sondern immer auf den Weg schauen, und, ganz wichtig, wenn man einem Wanderer begegnet, diesen mit einem fröhlichen, verständlichen „Grüß Gott“ begrüßen, indem man ihm in die Augen schaut. Dieser Gruß wird in den deutschsprachigen Alpenländern Gott sei Dank immer noch gepflegt und hoffentlich nie von dem blöden „Hallo“ abgelöst werden. Wir Kinder vom Land haben damals aber auch sonst, im Dorf oder auch anderswo alle Leute mit diesem schönen Gruß angesprochen. Als ich einmal ganz alleine durch eine Straße in Dachau gehen musste um eine Tante zu besuchen, die dort wohnte, hatte ich das eben auch an jedem Vorbeigehenden praktiziert. Mich wunderte es

sehr, dass fast keiner darauf reagierte, manche nur dumm schauten, wieder andere aber lächelnd den Gruß erwiderten. Ich berichtete meiner Tante über das eigenartige Verhalten mancher Leute, wobei ich meinte, dass entweder hier viele Ausländer ohne Deutschkenntnisse oder stumme Menschen lebten, worauf sie lachte und mir zu Verstehen gab, dass es in der Stadt nicht üblich sei einen Unbekannten zu grüßen.

Leider hatten nicht alle dann am Riederstein die Empfehlungen unseres Lehrers befolgt und sind in der Nähe der Kapelle auf dem Riederstein am Absperrgitter herumgeturnt oder hatten sonstigen Unsinn begangen.

Unser Lehrer war zu Recht sehr verärgert, und wir hatten ihm dann später auch noch ganz „das Kraut ausgeschüttet“. Nach dem Wandern sind wir nach Urfeld am Walchensee gefahren worden, um dort in einer Gaststätte eine Suppe zu Mittag zu essen. Es gab eine Reissuppe, wir kannten aber damals noch keinen Reis. Bei uns zuhause gab es entweder eine Brot-, eine Mehl-, eine Nudel-, sogar eine Sago- und ganz selten eine Pfannkuchen-, eine Leberknödel- oder eine Grießnockerlsuppe. Wir fingen zu essen an und plötzlich brach die Katastrophe herein. Irgendeiner unserer Klassenkameraden glaubte in der Suppe Mehlwürmer entdeckt zu haben und tat das auch mit einem Schreckensschrei kund. Alle Schüler hörten augenblicklich das Essen auf und legten schlagartig ihre Löffel weg. Herbei gerufene Kellner schüttelten nur zornig den Kopf. Natürlich waren das keine Mehlwürmer, die in der Suppe schwammen, sondern Reiskörner, die sich langsam aufgelöst hatten, weil die Suppe schon längere Zeit gestanden war. Unser Lehrer war ganz bleich geworden und hat sich furchtbar geschämt über solch eine Schar von Idioten. Das war dann auch unsere letzte Klassenfahrt gewesen.

Dafür gab es allerdings zuhause im Dorf öfter allerlei gemeinsame Veranstaltungen. Sehr beliebt waren die Gartenfeste, die von verschiedenen Vereinen auf dem Sportplatz vor der Schule abgehalten wurden. Dazu wurde ein erhöhtes Tanzpodium aus Holzplanken errichtet, um das Biertische und -bänke aufgestellt wurden. Die frei gebliebenen Flächen des Platzes dienten zu den Spielen und Wettbewerben für uns Kinder, wie „Sackhüpfen“ und „Schubkarrenschieben“ wobei einer den Schubkarren darstellen musste mit den Händen als Räder und den Füßen als Schubstangen, die der Partner in seine Hände nahm. Die Kunst dabei war, sich synchron und in gleichmäßigem Tempo zu bewegen, da sonst die Arme des Vordermannes einknickten und man mit dem Kopf auf den Rasen schrammte, was leider oft genug passierte. Auf dem Platz war auch eine mit Schmierseife eingestrichene Kletterstange in den Boden eingerammt worden. In einer Höhe von wenigstens fünf Metern waren verschiedene Kostbarkeiten, wie Süßigkeiten und auch Würste und Brezen an einem Reifen aufgehängt. Von uns Kindern gelang es nur ganz wenigen, sich mit der geeigneten Technik an der Stange hochzuschieben und die Beute herunter zu holen. Ich hab das leider nie fertig gebracht.

Nach den Gartenfesten sind wir Buben dann unter Tanzboden und Biertische gekrochen um dort nach verlorenen Münzen zu suchen, wobei wir immer mehr oder wenig erfolgreich fündig wurden.

Wie bereits erwähnt, war ein selbstverständliches Verhältnis zu Geld bei uns nie sehr ausgeprägt gewesen, da wir kaum eines besessen hatten. Ein regelmäßiges Taschengeld war damals noch nicht üblich, so waren wir für jede Gelegenheit dankbar, die ein paar Pfennige abwarf. Dazu gehörten die Pfründe der Ministranten wie Hochzeits- und Tauffeiern und Beerdigungen. Weitere Geldquellen waren eigene Namenstage oder

die der Eltern und Großeltern oder der Tauf- und Firmpaten. Geburtstage wurden damals noch nicht gefeiert.

Besondere Leistungen, wie das Schuhputzen und das Fahrradreinigen für den Großvater wurden auch mit ein paar Zehnerln honoriert.

Einen größeren Batzen warf aber das Ochsenführen während der Erntezeit ab, der aber auch sauer verdient worden war, wegen der Hitze und der lästigen Fliegen und Bremsen, die neben den Ochsen auch uns zu schaffen machten. Speziell dieses Geld wurde dann umgesetzt auf dem Volksfest in Dachau in Karussell fahren, die Oma sagte „Pratererfahren“ dazu, Dosenwerfen, Lotterielose und Fischsemmeln kaufen.

Ein vermeintlich großer Geldsegen ist mir allerdings immer im Gedächtnis geblieben. Zwei Tage vor der Währungsreform 1948 erhielten wir zwei älteren Buben von einer Tante einen Zwanzigmarkschein mit dem Hinweis ihn möglichst schnell einzulösen, weil er nach der Währungsreform nichts mehr Wert wäre. Also rannten wir zu unserem Kramerladen im Dorf um noch möglichst viel zu kaufen. Leider waren dort aber alle Regale leer bis auf eine kleine Ecke, in der Schnupftabak in mehreren Päckchen lag. Man hatte uns versichert, das wäre alles was von den Waren, die sonst in den Regalen lagerten, übriggeblieben war. Was sollten wir tun? Opa rauchte wohl seine Stumpen aber schnupfen hatten wir ihn nie gesehen. Wir drehten unseren Geldschein hin und her und entschlossen endlich, allen Tabak zu kaufen. Wir wollten ihn mal selbst probieren, sagten aber dem Kramer, der sei für unseren Opa bestimmt, sonst hätte er ihn uns nicht gegeben.

Ich sehe mich noch ganz genau am Rande der Sprunggrube auf dem Sportplatz sitzen und nach und nach mit meinem Bruder alle Päckchen aufzumachen, an dem Schnupftabak zu riechen, ihn unsäglich stinkend zu finden und ihn dann in den Sand zu schütten und mit ihm zu mischen. Von dem Wechselgeld, das wir noch bekommen hatten, hatten wir dann für Opa noch einen Kasten Bier beim Wirt gekauft und nach Hause getragen. Opa weigerte sich aber das Dünnbier, den „Plempel“ wie er sagte, zu trinken. Wir waren natürlich sehr enttäuscht, dass der große Geldsegen nichts Vernünftiges eingebracht hatte. Unsere Wut war dann sehr groß, als wir einen Tag nach der Währungsreform wieder beim Kramerladen vorbei kamen und alle Regale voll wunderbarer Sachen sahen, die ja angeblich alle ausgegangen gewesen waren. Nur hatten wir kein neues Geld.

Wir wollten unser Unglück möglichst schnell vergessen und stürzten uns fast erleichtert in die Arbeit zuhause und ins Schuldasein, das dann wieder den größten Raum eingenommen hatte.

Damals wurden drei aufeinander folgende Jahrgangsklassen in einem Klassenzimmer zusammen unterrichtet und die Lehrer hatten große Mühe, durch geschickte Unterrichtsgestaltung, die einen zur Stillbeschäftigung, das heißt schriftlichen Beantwortung der an die Tafel geschriebenen Aufgaben zu bewegen, während die anderen den verbalen Ausführungen des Lehrers folgen sollten. Ich hatte meine schriftlichen Aufgaben schnell

gelöst und voller Wissensdurst den anderen zugehört und mir auch alles gemerkt.

Im nächsten Schuljahr war ich in die mittlere Jahrgangsklasse gekommen und hatte somit bereits den Lernstoff meines jetzigen Jahrgangs gekannt, aber auch den der oberen Klasse, und so habe ich immer wieder, ganz zwanghaft, ohne gefragt zu werden, meine Erkenntnisse wiedergegeben und somit das fragile Lehrgebäude aus den Fugen gebracht. Ich war mir aber keiner Schuld bewusst, da ich ja immer einige Sekunden wartete, ob nicht ein Schüler der direkt angesprochenen Klasse eine Antwort hätte, was aber fast nie der Fall war.

Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen, und so waren alle, Lehrer und Schüler heilfroh, als ich auf die Oberrealschule nach Dachau komplimentiert wurde.

Mir als dem Ältesten wäre eigentlich, wie üblich, der Status des Hoferbes zugestanden, es stellte sich aber bald heraus, dass ich als „Feinboandler“, das heißt nur mit dünnen Knochen Ausgestatteter, die schwere Bauernarbeit nicht würde schaffen können. Zudem hatten auch Lehrer wie Pfarrer gefunden, dass „sich der Bub leicht lernt“ und also zu einem mehr geistigen, wobei damit ziemlich bald von allen Seiten einschließlich meiner Oma wohl „geistlichen“ Beruf geeignet schien. Damit wäre wohl auch ein Fürsprecher für das spätere Seelenheil gefunden gewesen.

Da ich jedoch, wie bereits geschrieben, meine liebe Not mit der Religion hatte und ich bekannter Weise ein unschlagbares Argument anführen konnte, nicht als Pfarrer tätig zu sein, nämlich meine absolute Unfähigkeit beim Singen auch nur einen einzigen richtigen Ton zu treffen, ist dieser Kelch an mir vorüber gegangen. Man stelle sich vor, dass während eines feierlichen, ernstes Gottesdienstes, die Pfarrgemeinde lauthals hätte auflachen müssen, weil der Pfarrer die schönsten Kirchenlieder so schonungslos vergewaltigt hätte.

Damit begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, der eines Oberrealschülers.